

## Werk

**Titel:** Notizen

**Jahr:** 1925

**PURL:** [https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?51032052X\\_1925\\_0014|log7](https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?51032052X_1925_0014|log7)

## Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)  
SUB Göttingen  
Platz der Göttinger Sieben 1  
37073 Göttingen

✉ [info@digizeitschriften.de](mailto:info@digizeitschriften.de)

## Notizen.

Rudolf Otto, Das Heilige. Ueber das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen. Elfte Aufl. Verlag Friedrich Andreas Perthes, Stuttgart-Gotha 1923.

Rudolf Otto, Aufsätze das Numinose betreffend. Verlag Friedrich Andreas Perthes, Stuttgart-Gotha 1923.

Christian Janentzky, Mystik und Rationalismus. Verlag von Duncker & Humblot, München und Leipzig 1922.

Ottos Buch gehört zu den wenigen philosophischen Werken der Gegenwart, deren hohe Bedeutung gleich von Anfang an erkannt worden ist. Seit seinem erstmaligen Erscheinen (1917) erfreut es sich einer stetig wachsenden und schon beinahe allgemein gewordenen Anteilnahme. Es ist niemals »Mode« gewesen, aber eine Auflage folgte der anderen. Und der Widerhall, den die Gedanken des Verfassers allüberall fanden und noch finden, ist der lebhafteste, den man sich nur wünschen kann.

Man fühlt: dieses Buch ist »aktuell« im besten Sinne des Wortes, nämlich im Sinne einer Geschichtsmetaphysik, die an eine dauernde Vordergrund-

Logos, XIV. 1.

bewegung alles Geistigen glaubt, welche von einzelnen Werkmeistern getragen wird. Wer sich über die augenblickliche philosophische Problemlage klar zu werden sucht, der muß deshalb Ottos Gedankengänge in erster Linie einer geistesgeschichtlich orientierten Betrachtung unterziehen. Er muß die Ausführungen über »das Heilige« zu verstehen versuchen aus Voraussetzungen und Zusammenhängen nicht bloß subjektiver und persönlicher, sondern vor allem auch objektiver und historischer Art.

Um eine »Einbeziehung der Probleme Rudolf Ottos in die philosophische Problemgeschichte überhaupt« handelt es sich. Wäre eine solche gelungen, dann hätte man zugleich ein Bezugssystem, an dem orientiert man auch an die jüngsten Werke der krisenhaft-bewegten Religionsphilosophie heranzugehen vermöchte. In diesem Sinne ein paar Andeutungen.

Ottos Problem ist das Problem des Irrationalen. Die beiden Ahnherren seiner philosophischen Ausdruckgebung sind Kant und Schleiermacher.

Kants grundlegende Leistung für die philosophische Stellung und Auflösung des Irrationalitätsproblems wurde noch niemals in helleres Licht

gestellt als von Heinrich Rickert in seinem jüngst erschienenen Kantbuch. (Vgl. mein ausführliches Referat in der Deutschen Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, Bd. III, S. 303 bis 314.) Kant war der Vollender und der Ueberwinder des von Max Weber sogenannten »Europäischen Rationalismus«. Indem er die Grundlagen der Wissenschaft kritisierte, gewann er zugleich die Möglichkeit, jenem »Anderen«, das vor allem mit dem Christentum aus dem Osten in unsere westliche Kultur einbrach, seinen Platz zu bestimmen. Zwar hatte schon das Mittelalter eine »Synthese« von rationalen und irrationalen Mächten und Kräften erreicht gehabt, aber diese Synthese war nach einem mehrhundertjährigen Bestehen zerbrochen. Kant gab dem seither um seine Ruhe gebrachten, zwischen Glauben und Wissen hin und her schwankenden Bewußtsein die Möglichkeit eines Friedens.

Freilich hat er selbst noch keine Religionsphilosophie zu schaffen gewußt, die einem wahrhaft religiösen Gemüt genügen könnte. Den Begründer einer modernen, den irrationalen Charakter der Kunst würdigenden philosophischen Aesthetik darf man ihn nennen — die Religionsphilosophie dagegen hat Kant bloß die Absteckung eines leeren Raumes, eines transzendentalen Ortes zu verdanken; für ihren Aufbau hat er wenig oder nichts getan. Hier war Schleiermacher sein Schüler und Erbe. Und zwar gerade in seinem romantischen Frühwerk: in den Reden über die Religion.

Zwischen den Reden über die Reli-

gion und uns liegen fünf Vierteljahrhunderte. Was ist während dieser Zeit geschehen und inwieferne hat sich unsere Einstellung zu den Problemen notwendigerweise geändert?

Zunächst war die kantische Philosophie zum System ausgebaut worden. Fichte, Schelling und Hegel gingen auf Grund der kritischen Leistung an die »Gegenständlichkeit« selber heran: nicht an einem bloßen Unterscheiden von Theoretischem und Atheoretischem fanden sie Genüge; sie beschäftigten sich mit den »Dingen, die allein des Begreifens wert sind — Gott, der Natur und dem Menschen« (Schelling). Dies führte aber in mancher Hinsicht zu einer Erneuerung des Europäischen Rationalismus, die in Hegels Panlogismus scheinbar gipfelte.

An der Klippe des Irrationalen ging denn auch der Deutsche Idealismus vorderhand einmal in die Brüche. Und zwar trat dieses Irrationale unter den verschiedensten Masken auf. Es triumphierte als ewig unfaßbares An-sich, als blinder Urwille; es spukte im Zufall; es lastete im Stoff; es regte sich im Unbewußten. Die Gegnerschaft Hegels und Schleiermachers dauerte auch nach dem Tode beider noch fort: was in Theologen wie Richard Rothe und Alois Emanuel Biedermann an ursprünglicher Religiosität steckte, das hielt trotz Hegel an Schleiermacher fest. An Schleiermacher schulte sich Dilthey: der modernste unter den Geisteshistorikern, der für das Irrationale am offensten ist. Es war kein Wunder, daß es dann auch gerade er war, der die irrationale Unterkellerung des Deutschen Idealismus bloßgelegt und im Werdegang des jungen Hegel

aufgezeigt hat. (Vgl. meinen Aufsatz »Krisen und Wandlungen in der Geschichte des Hegelianismus«, Logos XIII, S. 340 ff.) Doch davon später.

Das Neunzehnte Jahrhundert, das sich zwischen uns und Schleiermacher ausdehnt, ließ nicht nur Kants Kritizismus im System des Deutschen Idealismus schier versinken — es führte ihn auch als Neukantianismus wieder empor. Die irrationale Bewegung der Romantik verebbte; die Naturwissenschaft nahm einen mächtigen Aufschwung: ihre Leistungen und das weltanschauliche Pathos ihrer Hauptvertreter erinnerten an die *Nova scientia* der Renaissance. Abermals suchte die Philosophie das letzte Wort zu sprechen, aber nur im Anschluß an Kant konnte das geschehen, wenn der Zusammenhang mit der »exakten Forschung« gewahrt bleiben sollte.

In einer Hinsicht allerdings mußte der Neukantianismus den Problembezirk der ursprünglichen Transzendentalphilosophie alsbald erweitern. Es galt die breite Masse der Geschichtswissenschaft in die neu erstehende »Wissenschaftslehre« einzugliedern. Für den gegenwärtigen Zusammenhang sind die dahin strebenden Versuche insofern von Bedeutung, als eben gerade die Geschichte in jenen Blütejahren der Naturwissenschaft mehr und mehr der Sammelort alles Irrationalen in Welt und Menschenleben geworden war.

Heute sind wir so weit, daß wir auf die Leistungen des Neukantianismus als auf etwas Abgeschlossenes und Fertiges zurückblicken können. Ihre historische Bedeutung steht fest und kann gar nicht hoch genug eingeschätzt

werden. Wenn Lotze einmal schrieb, daß er den »Mangel an Beharrlichkeit und Zähigkeit als den gewöhnlichsten Fehler beim Philosophieren betrachte«, so darf man sagen, daß Forscher wie Cohen und Riehl, Windelband, Natorp und Rickert alles dransetzten, um sich dieses Fehlers nicht mehr schuldig zu machen. Gerade die kritische Leistung Kants, der gegenüber die metaphysische allerdings in den Hintergrund trat, wurde von ihnen revidiert und zur exakten Wissenschaft ausgebaut. Was das für das Problem des Irrationalen zu bedeuten hat, liegt auf der Hand.

Es läßt sich heute ungleich schärfer stellen als vor hundert Jahren. Mit einer Genauigkeit, der gegenüber Schleiermachers Ausführungen verschwommen erscheinen, können wir heute, insofern wir die Ergebnisse des Neukantianismus nur richtig ausnützen, das Atheoretische allem Theoretischen gegenüber »aussparen« und »für sich« zur Darstellung bringen. Freilich wird ebendamt zugleich der Eindruck einer »Macht im Leeren«, eines »Wirkungsbereiches im Unwirklichen« noch deutlicher. Wir haben das Rationale so tief gefaßt, wir haben so deutlich eingesehen, wie wurzelhaft es allem Bewußten seinen Halt gibt, daß uns »Irrationales in Reinkultur« (wenn ich so sagen darf) nicht nur fremdartig, sondern geradezu unmenschlich und schauerhaft vorkommt. Ja wir fragen uns vielleicht sogar, ob sich dergleichen auf dem Boden unserer vom Rationalismus durchdrungenen europäischen Kultur überhaupt findet — ob es in seiner theoretisch-formlosen Nacktheit nicht

etwas Ausgedachtes ist, ein Kunstprodukt, das selber noch auf die Rechnung der Ratio gesetzt werden muß, insoferne diese mit äußerster Anstrengung sich über sich selbst hinaus-schwingen möchte — und doch faktisch nichts weiter als den Begriff eines »Anderen« sich selbst gegenüber zustande bringt.

Aber so kann Der nicht denken, dem Irrationales einmal faktisch begegnet ist, der es (wie man zu sagen pflegt) »erlebt« hat. Zu Hause scheint ein solches Erleben ursprünglich im Orient zu sein, in den Landschaften des Alten Testaments, in Asien, in Ostasien vor allem. Doch im Osten vermutet man ja auch die Heimat des Menschengeschlechtes! Jedem menschlichen Bewußtsein wird also doch wohl ein atheoretisches Gehaben prinzipiell möglich sein, in dem Irrationales auf eine unverständige Weise zu sich selber kommt. Und nur darin besteht wahrscheinlich der Unterschied zwischen Osten und Westen, daß man in Europa im Lauf der Jahrhunderte die rationalen Kräfte des Bewußtseins ausgebildet und »kultiviert«, die Wissenschaft erfunden und die theoretische Fragestellung schließlich in der Wissenschaftslehre auf sich selber gerichtet und zu einer feinsten Spitze ausgezogen hat — während man im Osten die irrationalen Mächte des Bewußtseins einer ebenso gründlichen und ebenso einseitigen Ausbildung unterwarf. Das Ergebnis war »Irrationales in Reinkultur«.

Die Romantiker träumten von einem solchen »Irrationalen in Reinkultur« auf Grund einer abstrakten Ueberlegung. Sie wußten recht gut, daß es

sich um ein genaues Gegenstück zur Wissenschaftslehre handelte. Sie empfanden Sehnsucht darnach — und diese Sehnsucht machte sie eben zu Romantikern. Heute tauscht die westliche und die östliche Weltkultur ihre Besitztümer aus: der Asiate kommt zu uns und geht in die Schule des Europäischen Rationalismus und wir bekommen Dokumente religiöser oder religiös-künstlerischer Gattung in die Hand, in denen wir die letzten Ideale der Romantik — die nun leicht als die halbfrivole Höchstleistung eines wohldurchgeturnten Intellekts erscheinen — mit bangem Entsetzen wirklich erfüllt sehen. Wie europäisch-kultiviert muten uns jetzt Schleiermachers »Reden an die Gebildeten« an! Dünn und ungefüllt kommen sie uns vor, und viel zu konzilient gegenüber dem Unerbittlichen, das eine Begegnung mit dem »Heiligen« überall dort mit sich bringt, wo es in ungemischter Majestät waltet.

Nun zu Rudolf Otto. Er ist an Kant geschult: er sondert das Irrationale vom Rationalen, er sucht es in Reinkultur »nahe zu bringen«. Aber er begnügt sich keineswegs mit einer nur-kritischen Leistung. Er geht über den Kant des Neukantianismus hinaus: um die Sache selbst ist es ihm zu tun (um Hegels Lieblingsausdruck zu gebrauchen), um den Gegenstand, wie er im Vorwort der »Aufsätze das Numinose betreffend« neuerdings ausdrücklich betont hat. Mit allen Mitteln, die dem Schriftsteller zu Gebote stehen, mit einer Fülle von Beispielen vor allem, die besonders in den jetzt einen zweiten Band füllenden »Beilagen« ausgebrei-

tet sind, umschreibt und umwandelt er immer wieder das Eine, wie er es nennt: das Numinose. Soweit sein Vorhaben ein kritisches ist, soweit Otto das objektive Apriori des Heiligen wissenschaftlich zu erfassen sucht, soweit deckt sich sein Problem mit dem Problem Schleiermachers. In anderer Hinsicht aber hat er Schleiermacher weit hinter sich gelassen. Von der Selbstbesinnung geht er über zur Sachbesinnung und von der Sachbesinnung zu dem Heiligen als solchem: zu Gott. Denn nur insoferne Gott ist, überwältigt er.

Somit kommt in Ottos Werk abermals eine geistige Bewegung zu ihrem Abschluß. Gleichwie Schleiermacher auf der Grundlage des Kantianismus zum erstenmal mit abstrakter (freilich auch allzu kühl berührender) Reinlichkeit und Glätte herausstellte, was Hamann und Lavater, Stilling und Jakobi, Rousseau und Herder der »Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft« entgegenzustellen hatten, und was der Pietismus des Achtzehnten Jahrhunderts überhaupt unverlierbar besaß — so ist Ottos Buch der notwendige Gegenwurf, die notwendige Ergänzung zu den Erkenntnissen des Neukantianismus. Erkennen heißt trennen: im Sinne dieses Grundsatzes ist auch Otto Kantianer. Mit einer scharfen Markierungslinie, mit der Feststellung eines rationalen »Einen« und eines irrationalen »Anderen« beginnt er. Aber er äußert sich gleichwohl gegenständlich über dieses »Andere«. Er stellt es im Medium des sprachlichen Logos dar. In diesem Sinne ist er Theo-loge. —

Hier erhebt sich nun aber ein bedeutsames Problem.

Bei uns in Europa erscheint nun einmal das Heilige höchst selten »in Reinkultur«. Wie alles und jedes, so ist auch das religiöse Erleben bei uns von rationalen Fäden durchzogen. Selbst bei denen, die das Numinose in seiner Nacktheit erfahren haben, bei den Mystikern des Mittelalters und bei Luther, erstickt die »Sache« nur allzu oft in dem großen Vorrat von Ausdrücken, Vergleichen und Begriffen, der nun eben einmal da ist und nicht so ohne weiteres weggeworfen werden kann. Das Religiös-Wesentliche aus dem »komplexen Zusammen« der sich ergebenden Ausdrucksgebilde vermag überhaupt erst herauszuschälen, wem von einem Denker wie Otto die Augen dafür geöffnet worden sind, wer die rationalen Hüllen und Vorstufen zu »ignorieren« und zum irrationalen »Kern« vorzudringen gelernt hat. Und es ist noch eine Frage, ob es sich in den außereuropäischen Kulturen letztlich nicht genau ebenso verhält! Wer erst einmal (wie der Verfasser dieser Zeilen) daran zu zweifeln begonnen hat, ob jene feinste äußerste Spitze, in welche die Wissenschaftslehre des Deutschen Idealismus die Theorie auszog, nun auch tatsächlich Rationales »in Reinkultur« darstellt, wer vielmehr erkannt zu haben glaubt, daß bereits das Urphänomen des Theoretischen allemal in Atheoretischem verhaftet ist und gar nicht anders bestehen kann — der zweifelt auch an der Möglichkeit von Ir-

rationalem »in Reinkultur« selbst im Orient, wo ebenso viele Jahrhunderte an der Erreichung dieses »Letzten« gearbeitet haben wie bei uns an der Wissenschaftslehre. Die erlebnismäßige Ausschließlichkeit von Göttlichem wird eben doch immer nur annäherungsweise erreicht. Die »wirkliche«, d. i. rational-durchgriffene Welt versinkt selbst in der Ekstase nur bis zu einem gewissen Grad. Versänke sie vollkommen, so würde auch Gott versinken!

Ich versuche diese Behauptung hier nicht weiter deutlich zu machen; denn sie läßt sich bloß mit den feinsten Präzisionswerkzeugen des Neukantianismus begründen. Das »Problem«, das Otto noch nicht gelöst hat, kann auch ohne eine solche Begründung ausgesprochen werden. Es bleibt wichtig auch dann, wenn man nicht zugibt, daß es sich bereits bei der Herausarbeitung des religiösen Apriori erhebt.

Wer die Frage nach dem Gegenstand des Heiligen vollkommen beantworten möchte, der muß diesen Gegenstand, nachdem er ihn zunächst möglichst isoliert hat (wobei er »paradox« geworden ist; er hat Gegenständlichkeit in des Wortes gewöhnlicher Bedeutung verloren; er ist eben zu dem geworden, als das er in Augenblicken »starker und möglichst einseitiger religiöser Erregtheit« »fasziniert«: zu einem Numinosum) wieder in die Beziehungen hineinstellen, in welchen er für gewöhnlich in irrational-rationaler Verkettung zum Bewußtsein kommt. Dann erst wird es nicht nur wieder möglich, den weiten Kreis von theo-

logischen Fragen neu zu erfüllen, der die Verwalter und Bewahrer des Deutschen Idealismus im Neunzehnten Jahrhundert — ich nenne vor allem A. E. Biedermann — beschäftigt hat, sondern dann wird man auch erst tatsächliche Religiosität, wie sie die Geschichte in breiter Masse darbietet und wie sie allemal irrational-rationale Glaubensgebäude und Heilsordnungen errichtet, voll zu würdigen und zu verstehen wissen. Allzulange erschöpfte man sich bei ihrer Betrachtung im Nachprüfen des Rationalen. Heute starrt man wie hypnotisiert aufs Irrationale hin. Gewiß, seine Herausarbeitung bedeutete eine Notwendigkeit und einen Markstein! Aber nachdem sie nun in zwiefachem Anlauf von Schleiermacher-Otto vollbracht worden ist, handelt es sich um ein neues Problem: um das Problem der Verknüpfung von Irrationalem und Rationalem.

Man ist gewohnt, von »Verknüpfung« nur innerhalb des Theoretischen zu sprechen. Hier steht eine höhere Synthesis: die Synthesis von Theoretischem und von Atheoretischem (die doch nicht selber wieder eine im engeren Sinne theoretische, eine »nur und-bezügliche« Synthesis sein kann!) in Frage. Und dieses »neue Problem« ist überhaupt gar nicht so neu. Es ist das alte Problem Hegels.

Hegel lebte und webte in den historischen Tatsachen der faktischen Auskristallisierung des lebendigen Geistes zu komplexen Gegenständlichkeiten, zu irrational-rationalen Gebilden. Daß er »Irrationales in Reinkultur« so gut zu erfassen verstand

wie Schleiermacher, zeigte Dilthey auf Grund der seitdem erschlossenen Jugendschriften. Aber Hegel war mit dem Irrationalen »an sich« nicht zufrieden. Er ist zum Gegenstand Religion in des Wortes umfassendster Bedeutung vorgedrungen. Vielleicht zu früh!

Die Herausarbeitung des Irrationalen auf Grund der kantischen Leistung war um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts noch nicht zu völliger Klarheit gediehen; die Markierungslinie zwischen Theoretischem und Atheoretischem stand damals noch nicht fest. Dazu kam die Hegel widerwärtige Propaganda, welche die Romantik für das Irrationale machte. Sie trieb ihn geradezu in eine Abwehrstellung hinein: die Synthese von Rationalem und Irrationalem, welche sein Werk in sich begriff, zeigte schließlich doch ein Uebergewicht an theoretischer Formgebung. Panlogismus überzog das von Kant-Schleiermacher kritisch herausgearbeitete »Eine« und »Andere« — das Rationale und Irrationale — mit einem dialektisch-geknüpften Gewebe und verbarg so die Tatsache eines beständigen Einschlags von Irrationalem (als ein vom Rationalem zu Unterscheidendes!) beinahe wieder dem Bewußtsein. Das System mußte notwendig als ein Rückfall in unsere europäische Tradition, ja als eine äußerste Aufgipfelung des Rationalismus erscheinen.

Aber gerade deswegen müssen wir das alte Problem heute zum zweiten Male zu lösen versuchen: auf Grund der empiriegesättigten Leistungen des scheidengewaltigen Neukantianismus und des Irrationalismus eines Rudolf Otto!

Ich erblicke in dem Vortrag »Mystik und Rationalismus« von Christian Janetzky einen vielversprechenden Anlauf dazu.

Freilich möchte ich nicht dafür einstehen, daß Janetzky meine oben vorgetragene Ueberzeugung von der atheoretisch-theoretischen Gegenständlichkeit auch des Religiösen im vollen Umfange teilt. Führt sie ja doch weltanschaulich zu einer Art von Pantheismus — bei ihm aber handelt es sich um nichts anderes als um eine möglichst exakte Antwort auf die Frage: was ist Mystik? Mystik ist jedoch »eine eigentümliche Deutung der Beziehungen zwischen Göttlichem und Menschlichem« (S. 9) und nimmt innerhalb der Sphäre des Religiösen eine Sonderstellung ein. Was den Mystiker zum Mystiker macht, das ist getrennt zu halten von alledem, was zum Theismus oder zum Pantheismus zu führen plegt.

Aber insoferne kommt Janetzky der geforderten (von Otto vernachlässigten) Problemstellung doch entschieden nahe und bewegt er sich sogar geradezu in der Linie der Hegelschen Geschichts-Besinnung, als er seine Aufgabe von vorneherein historisch fundamementiert und vom Anfang bis zum Ende an dem »Gegenstand« »tatsächliche, geschichtlich faßbare mystische Religiosität« orientiert ist. Obwohl er also eine theoretische Formel, eine Definition von Mystik anstrebt, so erwartet er sich diese doch nicht auf dem Wege der heteroethetischen Setzung eines »Anderen«, dem »Einen« gegenüber. Das Göttliche, dem der Mystiker sich zu verbinden strebt,

wird von ihm überhaupt nicht »an sich« herausgearbeitet (wie bei Otto das Numinose) — mag es immerhin auf irgendwelche Weise »sein«, Janentzky spricht nicht davon, und gerade dieses Schweigen ist im Sinne der Mystik. Nicht einmal als das Irrationale möchte er es bezeichnen und noch weniger als etwas Supratorationales. Sondern lediglich als ein Transrationales tritt es im Mystiker ins Bewußtsein: als ein religiöses Bestreben von rationalen Gefügen und Gebundenheiten aus, über dieselben weg, in Irrationales hinein.

Ich möchte dieses Transrationale in der Terminologie der voraufgegangenen Ausführungen (d. h. in der Terminologie des Deutschen Idealismus) als ein synthetisches Prinzip bezeichnen, und zwar gerade als jenes synthetische Prinzip höchst eigentümlicher und »höherer« Art, das wir eben dann suchen, wenn wir die bedeutungsvolle Frage nach der Verbindung von Rationalem und Irrationalem stellen. Um »Beziehung«, um »Verknüpfung« handelt es sich auch für den Mystiker. Aber nicht um jene Synthesis, welche der theoretische Mensch vollzieht, wenn er ein Eines (z. B. Form) mit einem Anderen (z. B.

Inhalt) verbindet. Die »Beziehung« zwischen Mensch und Gott ist nicht von dieser Art. Sondern von einer anderen, die mir im Begriff des Transrationalen höchst glücklich getroffen zu sein scheint.

An einer Reihe von Beispielen weist Janentzky das Transrationale bei Mystikern im eigentlichen Sinne wie Meister Eckehart, aber auch bei Philosophen wie Spinoza (S. 15 ff. Auf die Ausführungen über Spinozas Akosmismus möchte ich besonders aufmerksam machen) nach, um zu einer Darstellung des »mystischen Idealtypus« zu gelangen. Ich betone: wie bei Otto, so handelt es sich auch bei Janentzky um die Sache selbst, um den Gegenstand. Aber die Gegenständlichkeit des mystischen Gott-Erlebens kann eben überhaupt nur konkret erfaßt werden, insofern sie als eine eigentümliche Synthesis vom Rationalen zum Irrationalen, als ein transrationales Streben, dem historischen Sachverhalt nach beschrieben wird. Die »rationale Substruktion« (S. 11) ist dabei ein sehr wesentlicher Faktor <sup>1)</sup>.

Eigentümlich ist Janentzkys Verhältnis zu Hegel. Er zählt ihn zu den Rationalisten, bringt ihn mit Leibniz in eine Linie und stellt beide der

1) Rudolf Otto hat übrigens die Bedeutung einer solchen rationalen Unterlage neuerdings gleichfalls mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit hervorgehoben. Er gedenkt in dem Geleitwort, welches er den von Schüej Ohasama übersetzten Zen-Texten (Zen. Der lebendige Buddhismus in Japan. Uebersetzt und eingeleitet von Schüej Ohasama, herausgegeben von August Faust. Gotha 1925) mit auf den Weg gibt, der dogmatischen Lehrbücher (šāstra's) des Buddhatumes, die nach Anschauung der Zen-Mystik »verbrannt werden müssen« um zur Erkenntnis zu kommen. Und er schließt mit dem Wunsche: würden wir sie doch erst kennen! »Denn keine Mystik wölbt sich im Blauen, sondern jede steht über einem Grunde, den sie selber nach Kräften leugnet, und von dem sie dennoch immer erst ihr besonderes und mit anderswo gewachsenen Mystiken niemals identisches Wesen erhält.«

»religiösen Philosophie und Weltanschauung« Spinozas gegenüber. Das ist gewiß sehr verständlich. Wenn Weltverneinung und Weltlosigkeit der Mystik wesentlich zugehören, dann ist Hegels welterfüllende und weltbejahende Philosophie »von dem mystischen Ziel und Erlebnis weit entfernt«. Aber Janentzky kann nichtsdestoweniger mehrfach Worte aus Hegels Logik und Phänomenologie in seinen Zusammenhang ziehen und auch in seiner Auffassung von Spinozas Akosmismus berührt er sich mit Hegel (vgl. Enzykl. § 50). Doch damit nicht genug. Janentzky rechnet das triadische Denken zu den Merkmalen typisch mystischer Besinnung! Sollte da Hegel nicht doch am Ende gleichfalls eine unter die große Fragestellung »Mystik und Rationalismus« fallende Erscheinung sein?

Ich möchte hier keine Behauptung aufstellen. Einmal deswegen nicht, weil theoretisches Denken und religiöses Ahnen zum Aufbau einer solch umfassenden »Welt« wie der Hegelschen keineswegs genügen. Künstlerisches Gestalten kommt hinzu und wohl noch anderes mehr. Und dann auch deswegen nicht, weil es neuerdings Mode zu werden anfängt, an überragenden Denkern, die zu verstehen dem Verstand beschwerlich fällt, den »blinden Fleck« herauszuspüren, um sich ihnen wenigstens hier in seliger Ignoranz verbunden fühlen zu dürfen. Ich möchte lediglich fragen:

Sollte nicht jenem »Momente« des dialektischen Prozesses, das Hegel panlogistisch als das anti-thetische bezeichnet hat, als heimliche Triebkraft das *Transrationale* zum Grunde

liegen? Deutlicher: ist der »Umschlag« vom Sein ins Nichts vielleicht a priori mystisch bedingt? Gesetzt den Fall, dies verhielte sich so: darf dann Akosmismus noch als das absolute Ziel und Schicksal aller Mystik bezeichnet werden? Gibt es dann nicht darüber hinaus noch eine Weltanschauung, derzufolge Sein und Nichts, Samsāra und Nirwāna identisch sind? Oder mit anderen Worten: eine Mystik, die ihren rationalen Unterbau (und damit die »wirkliche« Welt) ganz und gar mit ihrem Geiste erfüllt hat, ohne ihn zu vernichten?

Oder ist das eben keine Mystik mehr, sondern — Philosophie?

Hermann Glockner.

Otto Hölder, *Die mathematische Methode*. Logisch-erkenntnistheoretische Untersuchungen im Gebiete der Mathematik, Mechanik und Physik. Berlin 1924. 563 S.

An zusammenfassenden Darstellungen des philosophisch-mathematischen Problemgebiets ist in letzter Zeit kein Mangel gewesen; es braucht nur an die Werke Natorps, B. Russells, Couturats u. a. erinnert zu werden. Indessen rühren diese Darstellungen zumeist nicht von Mathematikern her, sondern von Logikern oder zum mindesten von Forschern, die außer im Grundlagengebiet keine schöpferische mathematische Arbeit geleistet haben. (Von H. Poincarés bekannten Büchern, die aber doch mehr Essaysammlungen als systematische Werke sind, wurde hier abgesehen.) Der Verf. des vorliegenden Werkes hat sich nun auf

den verschiedensten mathematischen Forschungsgebieten rühmlichst betätigt, und man darf daher an sein Buch mit der Erwartung herantreten, daß die große Forschungs- und Lehr- erfahrung des vielseitigen Mathematikers der Problembehandlung ihren kennzeichnenden Stempel aufdrücken werde. Und man wird hierin nicht enttäuscht. Was das Werk des Verf. dem an den Grundlagenfragen der Mathematik interessierten Philosophen von vornherein als sehr wertvoll erscheinen läßt, ist, daß er überall aus dem Vollen schöpft, daß man einer geradezu souveränen Beherrschung des vielgestaltigen Stoffes auf Schritt und Tritt bei der Lektüre begegnet. Dazu kommt, daß das Buch in didaktischer Hinsicht sehr geschickt abgefaßt ist. Es ist in drei Teile geteilt, deren erster »Beispiele aus einzelnen Gebieten« umfaßt, »gewissermaßen die Urkunden, aus denen die logische Beurteilung der mathematischen Methoden geschöpft werden muß«. Hier werden aus allen Hauptgebieten der Mathematik, aus der niederen und höheren Arithmetik, der Analysis, der analytischen und synthetischen Geometrie und der Mechanik in sehr zweckentsprechender Weise typische Beweise und andere Betrachtungen ausgewählt und in einer, auch dem gebildeten Laien bei aufmerksamer Durcharbeitung durchaus verständlichen Art als Material für die logische Analyse bereitgestellt. Es folgt dann der wichtigste Teil: »Logische Analyse der Methoden«, der im folgenden noch näher beleuchtet werden soll, und der dritte: »Der Zusammenhang mit der Er-

führung.« Durch diese Anordnung wird erreicht, daß der Leser im Besitze einer gewissen Erfahrung aus dem mathematischen Forschungsgebiet ist, ehe er an die logische Analyse herantritt; es werden auch stets im Einzelnen die Dinge gewissermaßen zuerst vordemonstriert, und dann wird an dieses demonstrierte Material angeknüpft. Doch hat diese, von unten nach oben gehende Methode mit Induktion im Sinne der modernen Logik nichts zu tun, ebensowenig mit einer empiristischen Auffassung der Mathematik; dagegen kann man wohl Beziehungen finden zu dem echten aristotelischen Verfahren der »Hinführung« (*ἐπαγωγή*). Unter den modernen philosophischen Methoden erscheint sofort die phänomenologische als verwandt, und man kann sagen, daß in dem Hölderschen Buch mehr wirkliche Phänomenologie enthalten ist (trotzdem der Terminus in dem ganzen Werke nicht vorzukommen scheint), als in mancher Schrift, die sich explizit als phänomenologisch bezeichnet, aber eben auch nur — bezeichnet. Der Verf. benutzt in bemerkenswert freier Weise Anregungen aus den verschiedensten philosophischen Schriften der letzten Zeit; Sigwart, Mach und Meinong findet man, außer Natorp, am öftesten zitiert; außer den »Logischen Untersuchungen« Husserls scheint ihm keine phänomenologische Schrift bekannt zu sein. Nirgends zeigt sich eine so weitgehende Beeinflussung von irgendeiner Seite, daß man den Eindruck eines Vorurteils zugunsten einer bestimmten philosophischen »Richtung« erhält; es ist in den Augen

des Ref. gerade besonders wohlthuend, daß man überall an die Sachen selbst herangeführt wird, daß auch die Kategorien und Begriffe, die zur Explikation der Tatbestände dienen, aus den Sachen selbst herausgearbeitet werden, daß man nie — wie so oft in der zeitgenössischen Philosophie — von vornherein zu wissen glaubt, zu welchem Ergebnis der Verf. infolge seiner Grundauffassung kommen muß — ohne Rücksicht auf die sachlichen Umstände.

Es ist im Rahmen dieser kurzen Anzeige völlig unmöglich, von dem reichen Inhalt des Werkes einen Begriff zu geben. Es sei daher lediglich hervorgehoben, was am schärfsten die Stellung des Verf. zu den jetzt aktuellen Problemen kennzeichnet. Dies kann man wohl am besten bezeichnen als die *Hervorkehrung des spezifisch Mathematischen an der Mathematik*, im Gegensatz zum Logischen einerseits und zum Empirischen andererseits. Dieses »spezifische Mathematische« ist gleichbedeutend mit den arithmetisch-kombinatorischen Grundoperationen und Grundgegenständlichkeiten. Der Verf. spricht hier von »synthetischen (konstruierten) Begriffen«. Es wird besondere Sorgfalt darauf verwandt, zu zeigen, daß sie nicht mit den Mitteln der üblichen formalen Logik abgeleitet werden können, auch nicht mittelst der Relationslogik. Denn jedem Versuch, die Arithmetik und Kombinatorik auf Logik zurückzuführen, läßt sich (wie im einzelnen gezeigt wird) entgegenhalten, daß in der versuchten Ableitung selbst schon versteckterweise arithmetisch-kombinato-

rische Operationen gebraucht werden. Dies wird beispielsweise an einem älteren Hilbertschen Versuch (aus dem Jahr 1900), die Arithmetik rein axiomatisch aufzubauen, nachgewiesen. (Es muß dazu bemerkt werden, daß heute Hilbert selbst auf einem anderen, den Bedenken Hölders, zum mindesten in dieser Form, nicht mehr unterliegenden Standpunkt steht.) Der Zahlbegriff, und zwar der volle Begriff der Anzahl (der von dem in gewissem Sinne einfacheren Begriff des »Stellenzeichnens«, der reinen Ordinalzahl, zu unterscheiden ist), wird als mathematischer Grundbegriff erkannt; dazu kommt der Begriff der endlosen Folge. Es wird gezeigt, daß alle Versuche, den Begriff der Reihenfolge auch bei einer unendlichen Menge von Elementen auf logische Relationsgesetze zurückzuführen, fehlschlagen müssen. (Leider sind dabei die nur in Begriffsschrift vorliegenden Versuche Freges und Russells nicht im einzelnen widerlegt worden.) Und positiv wird dargelegt, daß die auch nach H. Poincaré wichtigste mathematische Schlußweise von  $n$  auf  $n + 1$  nebst verwandten Verfahrensweisen den Kern eines spezifisch arithmetischen, auf nichts anderes zurückführbaren Verfahrens bildet, dem eine spezifische, mit anderen unvergleichliche »arithmetische Allgemeinheit« zukommt. Dieses Verfahren beruht auf der »Beobachtung« (was aber nicht im empirischen Sinn zu nehmen ist) der eigenen »rein synthetischen« Denktätigkeit in der Arithmetik und der »hypothetisch-synthetischen« Tätigkeit in der Geometrie und Mechanik. »In der Arithmetik werden nur die aus

unserer eigenen Tätigkeit entspringenden Gebilde samt ihren Relationen für sich beobachtet und untersucht, während in der Geometrie jedes eingeführte Element und jeder getane Schritt noch außerdem als anschaulicher Teil einer Figur oder als Operation in einer Konstruktion eine Bedeutung hat« (S. 295). Die arithmetische Allgemeinheit spielt nun insofern eine Rolle, als »die Tätigkeiten, durch welche in jedem Einzelfall der Begriff zu definieren ist, unmöglich für alle Fälle, die doch in unendlicher Anzahl vorhanden sind, wirklich vollzogen werden können. Hier kann aber doch die betreffende Tätigkeit allgemein so bezeichnet werden, daß sie dadurch für jeden vorkommenden Fall klar und bestimmt wird. Die Tätigkeiten ordnen sich, wie wir sagen, einer Regel unter« (aus S. 298). Diese Bezeichnung gewinnt eine besondere Bedeutung, wenn sie nicht eine eindeutige, sondern eine »vereinfachte« Abbildung der wirklich zu vollziehenden Tätigkeiten darstellt. Indessen bedeutet das keineswegs einen Ersatz von mathematischen Gegenständlichkeiten durch bloße Zeichen, sondern einen »Ueberbau von (unter Umständen selbst schon synthetischen) Begriffen durch synthetische Begriffe«. Die Allgemeinheit einer Formel von der Art des binomischen Satzes (der Entwicklung der Potenz  $(a + b)^n$  in eine Summe von Produkten der Form  $a^i b^k$ ) liegt nicht nur in der Zahl  $n$ , sondern »alle die vorkommenden Relationen von Gliedern, Faktoren usw., die in den Begriffen des Vorhergehenden und Nachfolgenden usw. gegeben sind, die überhaupt durch die Tätig-

keit des Setzens und Aufhebens, des Zusammenfassens und Trennens, des Ordnen und Zuordnens bewirkt werden«, sind im arithmetischen Sinn allgemein zu nehmen. Das ganze Rechnungsverfahren »stellt einen synthetischen Allgemeinbegriff vor, der mit einer Anzahl ähnlicher Begriffe, nämlich mit den in dem Verfahren enthaltenen Teiltätigkeiten, durch Relationen verbunden ist«. In dieser Weise *ü b e r b a u*en sich neue synthetische Begriffe über (in diesem Falle) bereits selbst synthetische, und dieser Ueberbau ist das eigentlich entscheidende Verfahren, auf das sich die Allgemeinheit der Buchstabenrechnung in allen höheren Fällen, der Schluß von  $n$  auf  $n + 1$  u. ä. gründen. Es ist begreiflich, daß auf Grund der dargelegten Auffassung das Problem der Widerspruchslosigkeit der Arithmetik rein sachlich gelöst wird. Die Arithmetik des Endlichen und Endlosen (d. h. des Unendlichen von der Art der unbegrenzten Zahlenreihe) läßt sich vermöge der erläuterten Synthesen von innen heraus rein sachlich begründen. »Die Widerspruchslosigkeit der Geometrie wird bewiesen auf Grund der Widerspruchslosigkeit der Arithmetik. Die Widerspruchslosigkeit der Arithmetik muß aber durch den folgerichtigen Aufbau ihrer Begriffe dargetan werden. Glaubt man, die Arithmetik auch auf Axiome gründen zu müssen, so ergibt sich die neue Aufgabe, nunmehr auch die Widerspruchslosigkeit der Axiome der Arithmetik zu beweisen. Dieser Beweis könnte aber, wenn kein Beweis ohne Axiome möglich wäre, nur auf Grund wiederum neuer Axiome geführt werden usw.

Man käme also schließlich auf einen recursus in infinitum, der zu keiner vollständigen Begründung führen könnte« (S. 325). Es wird also die Notwendigkeit und Möglichkeit einer »absoluten« Begründung der Arithmetik behauptet. Indessen die Arithmetik umfaßt nicht das Gesamtgebiet der reinen Mathematik. Es fragt sich, ob die Analysis, die mathematische Theorie des Kontinuums, ebenfalls in der angedeuteten Weise synthetisch begründet werden kann. Das ist in der Tat die Frage, die augenblicklich im Brennpunkt des Interesses steht; sie hat den gegenwärtig anhängigen Streit um die Grundlegung der Mathematik hervorgerufen. Der Verf. hat schon im Jahre 1892, in einer Rezension in den »Göttinger Gelehrten Anzeigen« darauf eine verneinende Antwort gegeben, die in dem vorliegenden Werke ausführlich begründet wird. Man kann danach, sei es mittels der Dedekindschen »Schnitte«, sei es anderswie, die irrationalen Zahlen einwandfrei definieren und die Rechnung mit ihnen begründen. Aber man kann nicht »die Gesamtheit aller Irrationalzahlen rein arithmetisch erhalten . . . Bedenkt man, daß die Definition jedes Schnittes ein besonderes Gesetz erfordert, so bedeutet der Begriff der Gesamtheit aller Schnitte, daß wir glauben, uns die Gesamtheit aller der Gesetze, die noch einer gewissen Forderung entsprechen, denken zu können. Eine solche gänzlich unbestimmte Gesamtheit dürfte aber einen unzulässigen Begriff vorstellen; demgemäß bin ich der Ansicht, daß das Kontinuum nicht arithmetisch erzeugt werden kann«

(S. 194). »Rein logisch kann man also nicht beweisen, daß das Kontinuum mit seinen Axiomen niemals auf einen Widerspruch führen kann« (S. 351). Bis hierher stimmt der Verf. in seiner Grundauffassung mit den sog. »Intuitionisten« Brouwer und Weyl im Wesentlichen überein. Aber er nimmt sofort darauf eine überraschende Wendung. Er fährt nämlich wörtlich fort: »Trotzdem werden die wenigsten bereit sein, auf die Teilgebiete der Mathematik, die vom Kontinuum Gebrauch machen, zu verzichten. Man kann ohnehin für die Einführung dieses Begriffs nicht nur Erfahrungstatsachen (? d. Ref.), sondern vielleicht auch innere Gründe geltend machen, und wenn man überhaupt eine Form als »reine Anschauung a priori« im Sinne von Kant oder als eine Art von »Platonischer Idee« gelten lassen will, so dürfte sich dazu die Idee des einfachen Kontinuums eignen« (S. 357—358). An dieser Stelle müssen wir, als der einzigen des Buches, prinzipielle Bedenken gegenüber der Auffassung des Verf. hegen. Es erscheint uns gänzlich unmöglich, das Kontinuum zuerst als einen unvollziehbaren Begriff hinzustellen und dann doch nachträglich als »intuitive Urform«, als »Platonische Idee«, wieder einzuführen — letzten Endes nur aus dem pragmatischen Grunde, um die klassische Analysis in ihrem hergebrachten Umfang retten zu können. Dies widerspricht gänzlich der sonstigen vorsichtig-kritischen Haltung des Verf. und erscheint als ein nicht zu begründender Gewaltakt. Trotz der Versicherung des Verf., daß für die Annahme des Kontinuums im Gegensatz

zu anderen »ursprünglichen unendlichen Gesamtheiten«, wie z. B. der sog. »2. Zahlenklasse« C a n t o r s, »innere und äußere Gründe sprechen«, kann sich der Ref. von einem derartig durchgreifenden »inneren« Unterschied nicht überzeugen <sup>1)</sup>. So sehr man die sonstigen feinsinnigen Analysen der synthetischen Begriffsbildung, die der Arithmetik zugrunde liegt, besonders von einem phänomenologischen Gesichtspunkt aus begrüßen muß, so entschieden muß man sich gegen einen derartigen intuitiven Ansatz en bloc wenden, dessen phänomenologische Analyse grundsätzlich unmöglich ist. Es ist ein großes Verdienst des Verf., schon seit 1892 die Trennungslinie gesehen zu haben, die die Arithmetik von der üblichen Theorie des Kontinuums (nach D e d e k i n d u. a.) trennt. Aber diese Leistung wird um ihre schönste Frucht gebracht, wenn man daraus nicht rücksichtslos die notwendigen Konsequenzen zieht — dahingehend,

daß derjenige Teil der Analysis, der sich mittels der Begriffe der Arithmetik des Endlichen und Endlosen begründen läßt, auch rein arithmetisch zu begründen ist (welche Begründung gegenwärtig von W e y l und B r o w e r in Angriff genommen wird), während für den übrigen Teil der reinen Mathematik andere Methoden gewählt werden müssen (zu denen vielleicht die neuesten Arbeiten H i l b e r t s und seiner Schüler den Weg weisen). Es soll nicht völlig von der Hand gewiesen werden, daß für die letztere Aufgabe vielleicht auch die Einführung neuer intuitiver »Urformen« über die rein arithmetische der endlosen Folge hinaus in Frage kommen könnte. Aber man darf diese Formen nicht eher einführen, als bis die Reichweite einer rein arithmetischen Begründung genau bestimmt ist. Man kommt damit gewissermaßen zu einer axiomatischen Problematik höherer Ordnung, vergleichbar mit gewissen

1) Der Verf. sagt (S. 556): »Die nicht gesetzmäßigen unendlichen Gesamtheiten stellen mathematisch nicht verwendbare, nicht klare und deutliche Begriffe dar.« Und fügt dann die Anmerkung hinzu: »Es verdient aber hervorgehoben zu werden, daß einige zunächst als unbestimmt und deshalb unzulässig erscheinenden Gesamtheiten nachher doch wieder synthetisch hergeleitet werden können, wenn man, wie ich es empfehlen möchte, sich entschließt, das Kontinuum als eine apriorische Form anzuerkennen und es bei mathematischen Gedankenkonstruktionen zu benutzen. Dadurch gewinnt man z. B. die Gesamtheit der reellen Zahlen zwischen 0 und 1, damit dann auch diejenigen dieser Zahlen, die nicht rational sind. Indem man dann die zuletzt genannten Zahlen in Kettenbrüche entwickelt denkt, erhält man in den Folgen der Teilnenner dieser Kettenbrüche die Gesamtheit der »nach irgendeinem Gesetz gebildeten«, nicht abbrechenden Folgen von absoluten ganzen Zahlen.« Hier scheinen sich Text und Anmerkung geradezu zu widersprechen. Sollte nicht zum mindesten die vom Verf. gezeigte Tatsache, daß das als eine Menge von Punkten aufgefaßte Kontinuum auf eine nicht gesetzmäßige unendliche Gesamtheit führt, als »innerer« G e g e n r u n d gegen die Annahme des Kontinuums geltend gemacht werden können? Für das Kontinuum spricht eigentlich nur, daß es auf eine fruchtbare, widerspruchsfreie Theorie führt; tut das aber auch nicht der größte Teil der Mengenlehre, die man doch sehr wohl von Paradoxien zu reinigen neuerdings verstanden hat? Weshalb also die Bevorzugung gerade des Kontinuums?

geometrischen Fragestellungen, wie etwa der nach der Tragweite des archimedischen Axioms, des Pascalschen und Desargues'schen Satzes u. dgl. Nur ist das neue Problem von eminenter philosophischer Wichtigkeit, denn man kann es so wenden: wieviel von der mathematischen höheren Analysis kann auf Grund der »rein synthetischen« Begriffe allein bewiesen werden? Wie weit kann man mit dieser rein rationalen, elementaren Begriffssynthese in das Phänomen des Kontinuums eindringen?

Und hier scheinen sich durch die Brouwersche Theorie des Kontinuums ganz neue Möglichkeiten zu eröffnen, die allerdings im Grunde auf sehr alte Anschauungen zurückgehen, die man zum mindesten bis auf Aristoteles, vielleicht sogar bis auf Anaxagoras zurückverfolgen kann.

Dem 3. Teil des Hölder'schen Werkes können leider bei dem uns zur Verfügung stehenden beschränkten Raum nur wenige Worte gewidmet werden. Die geometrischen Erörterungen bringen auch nichts von ähnlich grundsätzlicher Wichtigkeit wie die arithmetischen. Es sei daher nur noch über den physikalischen Teil etwas bemerkt. Seine Tendenz ist auffallend zurückhaltend, gewissermaßen konservativ, besonders gegenüber den neuesten Entwicklungen der Physik, seit der Relativitätstheorie. Es wird mit Nachdruck auf die weitgehenden Hypothesenbildungen dieser neuen Forschungsrichtung hingewiesen und der nur indirekte und vielfach

lose Zusammenhang mit der Erfahrung im Vergleich mit dem klassischen Theorientypus betont. Das mag zunächst befremden (der Verf. deutet selbst dergleichen im Vorwort an), aber auch dies ist im Grunde nur eine Konsequenz der zugrunde liegenden »sachlichen«, dem axiomatischen Formalismus abgewandten Grundhaltung. Es muß unseres Erachtens anerkannt werden, daß in die modernen physikalischen Theorien ein aprioristisches Moment in noch grundsätzlich ungeklärter Weise hineinspielt, indem bestimmte, besonders durchsichtig und harmonisch erscheinende oder sonstwie ausgezeichnete Theorien vor anderen an sich ebensogut mit der Erfahrung verträglichen Anschauungen bevorzugt werden. Dieses »materiale Apriori«, das über die bloß logische Konsequenz hinausgeht, bedarf dringend einer prinzipiellen, letzten Endes philosophischen Durchleuchtung. Die Theorien des modernen Typus scheinen gewissermaßen von einem bestimmten »Ethos« getragen zu sein und sind vielleicht mit der konkreten geistesgeschichtlichen Situation ihrer Entstehungszeit in höherem Maße verbunden, als gewisse klassische Entwicklungen, die, nur unwesentlich verändert und in neuer Weise eingeordnet, den eisernen Bestand jeglicher Physik zu bilden scheinen (eben wegen ihrer geringeren Belastung mit Hypothesen). Hier liegen noch wichtige, kaum in Angriff genommene Forschungsgebiete <sup>1)</sup>.

Dies mag genügen, um Einiges des Wichtigsten aus dem reichen Inhalt

<sup>1)</sup> Derartige hat neuerdings auch H. Weyl (Math. Zeitschrift Bd. 20 S. 149 f.) angedeutet.

des Werkes anzudeuten. Erwähnt seien noch die beiden Anhänge: eine sehr geistvolle Studie über das schwierige Thema der »Kunst der Untersuchung« in der Mathematik und ein kritischer Abschnitt »Paradoxien und Antinomien«, der von Nichtmathematikern mit besonderem Interesse gelesen werden wird, aber auch dem Fachmann manches Neue bietet. Im ganzen darf gesagt werden: keiner der sich ernstlich um die Philosophie der Mathematik bemüht, wird an dem sehr bedeutenden Buch vorübergehen können, und jeder, der sich in die freilich, trotz der didaktisch sehr geschickten Darstellung, oft nicht leichten Gedankengänge hineinarbeitet, wird einen reichen, dauernden Gewinn davon tragen.

Oskar Becker (Freiburg i. Br.)

Adolf Fraenkel, Einleitung in die Mengenlehre. 2., vermehrte Auflage. Berlin 1923. 251 S.

Diese von einem Mathematiker geschriebene, aber nicht bloß für Mathematiker bestimmte Einführung in das Gebiet des Unendlichgroßen verfolgt keinerlei philosophische Absichten. Der Verf. setzt lediglich »Interesse an der mathematischen Begründung des Unendlichgroßen« und »Geduld, um sich in die etwas abstrakten Gedankengänge hineinzufinden« voraus. Trotzdem wird man sagen dürfen, daß das Buch für einen philosophischen Leserkreis noch seine besondere Bedeutung hat. Nicht nur, daß der geniale Begründer der Mengenlehre, Georg Cantor, von philosophischen Spekulationen über das Unendliche be-

einflußt war, sondern auch im Verlaufe der weiteren Entwicklung seines großen Werkes zeigte es sich immer wieder, daß hier ein Gebiet vorliegt, wo Mathematik und Philosophie sich berühren. Die mengentheoretischen Paradoxien, die Cantor noch selbst erkannt, aber nicht mehr öffentlich zur Sprache gebracht hat (am bekanntesten davon ist das Russellsche Paradoxon geworden), sind zugleich Antinomien innerhalb der formalen Logik selbst, stellen also auch philosophische Probleme dar. Ebenso hat die Methode ihre Ueberwindung innerhalb der Mathematik selbst, Zermelos axiomatische Grundlegung der Mengenlehre, eine philosophische Seite. In neuester Zeit aber ist es zu der sogenannten »neuen Grundlagenkrise der Mathematik« gekommen, d. h. zu dem Kampfe zwischen dem von Brouwer und Weyl verfochtenen »Intuitionismus« gegen den traditionellen mathematischen Formalismus, den seinerseits mit neuen logischen Mitteln Hilbert und seine Schüler zu verteidigen unternommen haben. Dieser Streit hat eine entscheidende Bedeutung für die Philosophie der Mathematik; es drückt sich vielleicht in ihm nichts anderes aus als der Kampf der Phänomenologie gegen die älteren argumentierenden Richtungen, und gewisse Ueberlegungen Hilberts scheinen in Beziehung zu der neu aufblühenden dialektischen Bewegung unserer Zeit zu stehen. Wie dem auch sei, niemand wird die Wichtigkeit des Gegenstandes verkennen und es ist ein besonderes Verdienst des vorliegenden Buches, in der neuen Auflage diesen Grundlagen-

streit zum ersten Male in seinen wichtigsten Zügen in klarer und auch für den Laien durchaus verständlichen Form dargestellt zu haben. Orientiert ist die Darstellung an der Aufgabe der axiomatischen Begründung der Mengenlehre, die der Verf. auch selbst in wichtigen Punkten weiter gefördert hat (genannt sei der Nachweis der logischen Unabhängigkeit des sog. *Z e r m e l o* schen Auswahlaxioms von den übrigen mengentheoretischen Axiomen). Die Eigenart dieser axiomatischen Begründungsart ist mit besonderer Liebe hervorgehoben; Aufmerksamkeit von seiten der Logiker verdient vor allem die Charakteristik der sog. »mathematischen Existenz« von diesem axiomatischen Standpunkt aus — der allerdings durchaus nicht der einzig mögliche ist. Es ist bei dieser offenkundigen Sympathie des Verf. für die formalistische Partei im Grundlagenstreit besonders die Gerechtigkeit hervorzuheben, die er dem gegnerischen intuitiven Standpunkt zuteil werden läßt und die Vorsicht, mit der er am Schlusse seines Buches das Fazit seiner Erwägungen zieht. Diesem philosophisch interessantesten Teil (der übrigens auch eine mathematische Kritik gewisser Meinungen der *M a r b u r g e r S c h u l e* enthält) geht eine dem älteren, mehr konstruktiven Standpunkt *C a n t o r s* selbst entsprechende Darstellung der Grundzüge der Mengenlehre voraus, die nicht nur historisch von Wichtigkeit ist, sondern auch als in didaktischer Hinsicht außerordentlich geschickt und zweckmäßig anerkannt werden muß, wie es denn überhaupt dem Verf. in seltener Weise gelungen ist, den An-

forderungen der Gemeinverständlichkeit und der wissenschaftlichen Gründlichkeit in gleicher Weise gerecht zu werden. Reichhaltige Literaturangaben, auch historischer Art (für den Philosophen ist wertvoll ein Hinweis auf neuentdeckte mathematische Leistungen *B o l z a n o s*) und ein Sachregister erhöhen die Brauchbarkeit des Buches, das vor allem zur Orientierung über die aktuellsten Fragen der Philosophie der Mathematik bestens empfohlen werden kann — obwohl es oder vielleicht gerade weil es eigentlich gar nicht »philosophisch« ist.

O. B.

*A l o y s M ü l l e r*, *Der Gegenstand der Mathematik mit besonderer Beziehung auf die Relativitätstheorie*. Braunschweig 1922. (94 S.)

Das kleine Buch unternimmt es, auf Grund der *R i c k e r t s c h e n* Philosophie »eine Charakteristik des Gegenstands der Mathematik in ihrem ganzen Bereiche« zu geben. Wenn dabei kurzweg von »moderner Gegenstandstheorie« geredet wird und damit doch nur die *R i c k e r t - L a s k e* Kategorienlehre gemeint ist, so ist dies in Anbetracht etwa des Kreises um *M e i n o n g* und auch in gewissem Sinne der phänomenologischen »Ontologie« irreführend. Die zugrundegelegten philosophischen Anschauungen und Theorien werden nicht zur Erörterung gestellt, vielmehr als geltend einfach hingenommen. Dieses Verfahren kann man einem derartigen, auf ein bestimmtes Spezialgebiet bezüglichen und dazu wenig umfangreichen Werke nicht zum Vorwurf machen. Indessen

wird man gespannt sein, zu erfahren, ob sich vielleicht rückwärts aus dem Gelingen oder Mißlingen der philosophischen Interpretation mathematischer Sachverhalte Schlüsse ziehen lassen auf die Fruchtbarkeit der R i c k e r t s c h e n Betrachtungsweise. Nun ist als unzweifelhaft wertvoll anzuerkennen, daß der Verf. überhaupt bestrebt ist, nach dem G e g e n s t a n d e der Mathematik und seinen verschiedenen konkreten Formen zu fragen. Eine solche Frage aufzuwerfen, ist bei der innerhalb der Mathematik selbst vielfach verbreiteten formalistischen Auffassung heute keine Selbstverständlichkeit; es gehört sogar ein gewisser Mut dazu. Dasselbe gilt von den Versuchen des Verf., die Gegenstände der Logik und formalen Mathematik, der Physik und der Geometrie usw. voneinander durch bestimmte Kriterien zu unterscheiden. Aber freilich ist zu bezweifeln, ob auf dem Wege, den der Verf. einschlägt, eine Lösung, ja überhaupt eine philosophisch korrekte Formulierung der aufgeworfenen Fragen möglich ist. Es ist eine sehr mißliche Sache, die Frage nach der spezifischen Eigentümlichkeit einer bestimmten Gegenständlichkeit durch eine Art Klassifikation, etwa wie in der beschreibenden Naturwissenschaft, beantworten zu wollen. Noch schlimmer ist es, wenn man für diese Klassifikation sich im wesentlichen an die Kategorien eines bestimmten philosophischen Systems bindet, das die Motive für die Aufstellung gerade dieser Kategorien aus ganz anderen Erfahrungsbereichen geschöpft hat als aus dem konkret in Frage stehenden. So wird etwa die

Frage des Verhältnisses von Zahl und Zeit kurzerhand und offenbar etwas obenhin damit beantwortet, daß gesagt wird, Zahlen seien etwas »Unsinnliches«, also zeitlos; sie seien aber offenbar nichts »Geltendes« wie Sätze, also käme ihnen die »Wirklichkeitsform« des »idealen, zeitlosen Seins« zu. Es wird durchaus verkannt und es k a n n auch gar nicht vom Gesichtspunkt des Verf. aus gesehen werden, daß das Problem von Zahl und Zeit seit K a n t s genialem Lösungsversuch (im Schematismuskapitel der Vernunftkritik) bis heute noch nicht entscheidend gefördert worden ist. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß es im Zusammenhang mit dem von B r o u w e r aufgestellten Begriff der frei werdenden Zahl f o l g e , für die der Zeitcharakter wesentlich erscheint, binnen kurzem zu den aktuellsten Problemen der Philosophie der Mathematik gehören wird. Nun soll über die L ö s u n g dieses schwierigen Problems hier gar nicht diskutiert werden, aber es soll mit Eindringlichkeit darauf hingewiesen werden, daß es für den Gesichtspunkt des Verf. als P r o b l e m überhaupt völlig verschwindet — auf Grund der vorausgehenden Annahme der R i c k e r t s c h e n Unterscheidung »sinnlich — übersinnlich — unsinnlich«. Dies ein Beispiel stehe für viele; es erscheint uns grundsätzlich unmöglich, mittels einer Teilung der Welt in Fächer, denen bestimmte allgemeine Eigenschaften zugeordnet werden (dies kommt in den tabellari-schen Uebersichten, in die der Verf. häufig seine philosophischen Ergebnisse kleidet, besonders deutlich zum Ausdruck), zu einem eigentlichen Ver-

ständnis der Seinsweise einer Gegenständlichkeit vorzudringen. Das erfordert in erster Linie eine der Eigenart der jeweiligen Gegenständlichkeit angepaßte, sie nicht auf Grund starrer Prinzipien vergewaltigende Begriffsbildung — welche Forderung allerdings leichter zu erheben als zu erfüllen ist. So mag das recht prägnant und leichtverständlich geschriebene Heft für Anhänger der Rickert'schen Philosophie eine willkommene und sachgemäß durchgeführte Anwendung ihrer Grundprinzipien auf das mathematische Gebiet sein (im einzelnen wäre vor allem der jetzt in 2. Auflage vorliegende Aufsatz Rickerts »Das Eine, die Einheit und die Eins« zu vergleichen), — das übrige philosophische Publikum wird zwar den Ausführungen des Verf. die Anerkennung für eine klare und sehr lesbare Uebersicht über das mathematische Problemgebiet vom Rickert'schen Standpunkt aus nicht versagen können, aber doch eine wirkliche sachliche Förderung der immer dringlicher werdenden großen Grundlagenprobleme der Mathematik und Physik (die nur mit einer viel vorurteilsloseren und die in Frage stehende Gegenständlichkeit aus ihrer frei erblickten Eigentümlichkeit heraus ergreifenden Methode geleistet werden könnte) vermissen müssen. O. B.

von Kries, Logik. XV und 732 S. Tübingen, J. C. B. Mohr, 1916.

Ich habe die Empfindung, daß dies eigenartige und gedankenreiche Buch nicht die Wirkung gehabt hat, die ihm seiner Bedeutung nach hätte zukom-

men müssen. Und meine weitere Vermutung geht dahin, daß dieser Mangel an Wirkung mit dem ungünstigen Moment der Publikation des Buches zusammenhängt. Es ist während des Krieges erschienen und in dieser Zeit zogen die ungeheuren Peripetien des Völkerdramas so sehr die Blicke auf sich, daß selbst eine bedeutende Erscheinung, die sich nicht direkt auf die Lebensfrage der Nation bezog, in Gefahr war, unbeachtet zu bleiben; inter arma silent litterae. Aus diesen Erwägungen möchte ich, von dem gewöhnlichen Usus abgehend, an dieser Stelle auf das schon vor längerer Zeit erschienene Buch aufmerksam machen, denn es ist meine Ansicht, daß es uns Wichtiges und Eigenartiges genug zu sagen hat, um eine solche Ausnahme zu rechtfertigen.

Der Gedankenzusammenhang, in dem die Logik v. Kries' steht, ist leicht ersichtlich. Es ist eine Logik, die auf Kantischer Grundlage steht, ja noch näher, es sind Probleme, die in der »Kritik der reinen Vernunft« behandelt sind, die bestimmend für die Grundgedanken dieser Logik geworden sind. Mit dieser Feststellung ist zu gleicher Zeit der Hauptvorteil des Buches und seine von dem Autor wohl empfundene, aber nicht abgelehnte, sondern geflissentlich betonte Einseitigkeit gegeben. Es fehlt eine jede Logik der Werturteile, also der Ethik, Aesthetik, Religion usw. Eine scheinbare Ausnahme bilden nur die juristischen Urteile, die mit großer Feinheit behandelt werden, aber diese Ausnahme ist eben nur scheinbar. Sie werden Objekt der Betrachtung nur insofern sie auf Feststellung von Tat-

sachen gehen, was allerdings bei fast allen juristischen Urteilen der Fall sein dürfte, aber das, womit sie über diesen Bereich hinausgehen und was für viele wohl erst ihr eigentlich juristisches Wesen konstituieren dürfte, bleibt, getreu dem Prinzip des Autors, in seiner Logik fast unberücksichtigt. Der Grund für diese Beschränkung ist eben m. E. in der Theorie Kants zu suchen, daß der Charakter des eigentlichen Wissens dem Gebiet möglicher Erfahrung allein gewahrt bleiben müsse und daß eine Theorie des Wissens nur auf diesem sichern Boden dauernde Erfolge zu verzeichnen haben würde.

Innerhalb des also gewonnenen beschränkten Gebietes werden nun die Aufgaben, die sich eine Logik des Begreifens der Wirklichkeit stellen kann, so eingehend und so tieferschürfend behandelt, wie es vorher in keiner Darstellung der Logik geschehen ist. Man hat immer wieder gegen Kant eingewendet, daß der materiale Faktor der Erfahrung bei ihm nicht zu seinem Recht kommt, sondern mehr in Bausch und Bogen hingenommen als eigentlich analysiert wird. Dieser Vorwurf trifft Kant nicht, denn dies Desiderat lag gänzlich außerhalb der Aufgabe, die er sich selber gestellt hatte. Zuzugeben ist aber, daß bei einer ausgearbeiteten Wissenschaftslehre, welches die »Kritik der reinen Vernunft« eben nicht sein will, auch diese Aufgabe gelöst werden muß und die meisten modernen Logiken haben sich dieser Lösung mit mehr oder minder Glück anzunähern versucht. Niemand aber hat sie so prinzipiell angefaßt und bearbeitet, als v. Kries. Die

Lebensarbeit des Verf., des berühmten Biologen, hat hier gewissermaßen noch außerhalb des eigenen Feldes reife und schönste Frucht getragen.

Schon die Grundgegenüberstellung v. Kries' zwischen Tatsachenurteilen und Reflexionsurteilen zeigt diese volle Berücksichtigung des empirischen Faktors, aber freilich auch die Einsicht, daß er allein und sich selbst überlassen ganz unfähig ist, zum Fundament des stolzen Baus der modernen exakten Naturwissenschaft zu dienen. Denn auf diese vorwiegend ist der Blick des Autors ebenso wie der Kants gerichtet, und hier treffen wir sofort auf einen äußerst fruchtbaren und glücklichen Gedanken, der auf die verschiedensten Probleme angewendet, ganz dazu geeignet ist, Licht in die verschlungenen Kontroversen der heutigen Wissenschaft, wie z. B. die der nicht-euklidischen Geometrie und der Relativitätstheorie, zu bringen. Allerdings ist dazu eine gewisse Weiterbildung des kantischen Standpunkts notwendig, wie ihn inzwischen in einer besonderen Arbeit »Kant als Naturforscher« v. Kries historisch im einzelnen begründet hat. Wenn nämlich alle Erfahrung in letzter Instanz darauf beruht, daß die Tatsachenurteile von der einfachsten Form: ein Körper  $k$  befindet sich zu einer bestimmten Zeit  $t$  in einem bestimmten Raum  $r$ , unter den Gesichtspunkt allgemeiner Relationsurteile gebracht wird, so ist ganz abgesehen davon, daß in  $t$  und  $r$  bereits allgemeine Relationen eingehen, nämlich eben die der Zeit und des Raumes, die Ansicht Kants nicht mehr aufrecht zu erhalten, daß es eben nur eine mögliche Art gibt, in der diese Subsumtion

vorgenommen werden kann, und daß diese Art eben die ist, in der unsere Newtonisch fundierte Naturwissenschaft diese Subsumption vornimmt. In ebenso fesselnder wie überzeugender Art führt v. Kries demgegenüber seine Ansicht durch, daß an sich in den allgemeinen Relationsurteilen auch noch sehr viel andere Möglichkeiten angelegt sind, deren Durchführung uns zwar nicht über den prinzipiellen Standpunkt Kants hinausführen würde, aber zu einer Reihe von möglichen Naturwissenschaften führen würde, die sich bis in die letzten Prinzipien hinein sehr entschieden von der heute ausgebildeten Naturwissenschaft unterscheiden würde. Das ist etwas ganz anderes, als die halb skeptischen Ausführungen, in welchen die bekannten Untersuchungen Poincarés gipfeln, denn die Gesetze dieser hypothetischen Naturwissenschaften würden genau in demselben Sinne Naturgesetze sein, wie Kant dieses verlangt hatte und, sie würden unter genau demselben höchsten Gesichtspunkt stehen, daß Natur das Dasein der Dinge ist, sofern es nach allgemeinen Gesetzen erkannt wird. Es wäre wiederum dasselbe Unternehmen, das räumlich-zeitlich bedingte Tatsachenurteil als einen Spezialfall eines allgemeinen Relationsurteils zu begreifen.

Es ist nicht zu verkennen, wie in diesen methodologischen Gesichtspunkten die ersten Untersuchungen, mit denen in den 80er Jahren der Verf. zum ersten Male sich mit durchschlagendem Erfolg an ein Problem der allgemeinen Wissenschaft gewagt hat, die Untersuchungen über »die Prinzipien der Wahrscheinlichkeits-

rechnung« hier in der fruchtbarsten Weise weiter fortgewirkt haben und zu immer größerer Fruchtbarkeit gesteigert worden sind. Die streng kritische Auffassung der Wahrscheinlichkeit zeigt hier in der Diskussion über die Zulässigkeit solcher Wissenschaftsgebilde, wie sie vorher besprochen waren, ihre weitgehende Anwendbarkeit. Aber zugleich ergibt sich aus dieser streng an ihren Zweck der Ermöglichung von Wissenschaft gebundenen Auffassung der Logik eine sehr originelle Vereinfachung des komplizierten Urteils- und Schlußapparates, den die rein formale Logik ausgebildet und den Kant ohne weiteres in seine ganz anders geartete Logik mit übernommen hatte. Daß hierbei einige Schlußformen der meist recht stiefmütterlich behandelten dritten Figur sich als gerechtfertigt erweisen, ist eine nachdenkliche Tatsache.

Ich fühle es selber am tiefsten, wie wenig diese kurzen Bemerkungen dem Gedankenreichtum des schönen Buches in irgendwelcher Weise gerecht werden konnten. Ich habe es nur als meine Aufgabe betrachtet, den Ort, an welchem diese merkwürdige Insel liegt, für den Gebrauch der Forschungsreisenden einzutragen; sie nach jeder Richtung hin zu durchforschen und ihren Reichtum an Bodenschätzen zu verwerten, ist die Aufgabe dieser Forschungsreisenden selber, welche bisher, infolge widriger Zeitumstände, verhindert waren, diese Eintragung selber vorzunehmen.

Erlangen. Dr. Paul Hensel.

Thorndike Lynn, Ph. D., A History Of Magic And Ex-

perimental Science, during the first thirteen centuries of our era. New York 1923. 2 Bde., 8°. XL, 835, 1026 S.

Das Wort Magie umfaßt im Sinne des Verfassers alle okkulten Künste und Wissenschaften, Formen des Aberglaubens und den gesamten Bereich der Folklore. Man könnte es wohl durch die Bezeichnung »Pseudowissenschaften« ersetzen. Ihre Entwicklung, soweit von einer solchen die Rede sein kann, wird von Thorndike durch die dreizehn Jahrhunderte nach Christi Geburt, d. h. von Plinius bis zu den Autoren des beginnenden XIV. Jahrhunderts verfolgt, nachdem er ihre Anfänge in der vorchristlichen Zeit bei den alten Kulturvölkern kurz dargelegt hat. Ein ungeheueres, dem Umfang nach kaum zu übertreffendes Material aus der Literatur und aus zahlreichen gedruckten und ungedruckten Quellen wird kritisch verarbeitet, und man wird das mit einem bequemen Autoren- und Sachregister versehene Buch als Materialsammlung mit Nutzen verwenden. Wieweit freilich bei der Beurteilung jedes Autors, der sich mit »Magie« in diesem Sinne beschäftigt hat, das Richtige getroffen wurde, könnte nur bei einer bis ins Detail gehenden Ueberprüfung festgestellt werden. Unrichtigkeiten in der eine unzulängliche Literaturkenntnis aufweisenden Behandlung Arnalds von Villanova, dem mit ungenügender Begründung sicher echte Traktate abgesprochen und apokryphe zugesprochen werden, mahnen zur äußersten Vorsicht. Den Schlußfolgerungen des Verfassers, die ihn zu einer gerechten

Beurteilung der vielverkannten mittelalterlichen Wissenschaft führen, der die naturwissenschaftliche Weltanschauung manche Möglichkeit offen ließ, so daß ihre »Magie« in den rationellen Wissenschaften aufgehen und mit der experimentellen Naturwissenschaft aufs innigste verknüpft werden konnte, und die ihr auf die in der menschlichen Psyche überhaupt haftenden Wurzeln der Magie, die ihre Spuren auch beim modernen Menschen zeigt, hinweisen, kann man nur beistimmen. So neu, wie der Verfasser anzunehmen scheint, sind seine Resultate allerdings nicht; gerade die deutsche Historik der Wissenschaften hat das in vielen Einzelarbeiten ergeben. Ich wüßte auch nicht, womit die Behauptung (Bd. I, S. 30) zu begründen wäre, daß gerade die Deutschen gelehrt hätten, alle Fortschritte der Naturwissenschaften vor der Neuzeit liefern zusammen und endigten mit Aristoteles und dem Hellenismus.

Diepgen, Freiburg i. Br.

Der Verlag Philipp Reclam hat zur Feier des Kant-Jubiläums die altbewährte Kehrbachsche Ausgabe der *Kritik der reinen Vernunft* in neuer Bearbeitung aufgelegt. Dr. Raymund Schmidt, der jetzige Herausgeber, hat sich durch die große Sorgfalt, mit der er seine Aufgabe gelöst hat, um die Kant-Forschung verdient gemacht. Er hat den Text der ersten Auflage (A) zugrunde gelegt und die Abweichungen der zweiten bis fünften Originalausgabe, sowie die Konjekturen der wichtigsten sonstigen kritischen Ausgaben unter dem Text vermerkt. Die berühmte, von der ersten

Auflage so wesentlich abweichende, zweite Darstellung der transzendentalen Deduktion, sowie diejenige der Paralogismen aus B hat er nicht wie Kehrbach als Supplemente hinten angefügt, sondern im Texte den entsprechenden Stücken von A zur Seite gestellt, so daß sich beide Fassungen bequem nebeneinander lesen lassen. Eine vergleichende Tabelle der Paginierungen der bekanntesten und verbreitetsten Texteditionen gestattet, die parallelen Stellen leicht und schnell aufzusuchen; die Seitenzahlen der ersten Ausgabe finden sich jeweilig am Fuße der Seiten. Jeder Leser dieser neuen Kritik der reinen Vernunft wird dem Herausgeber für die von ihm geleistete »Mönchsarbeit« (wie er sie selbst nennt) dankbar sein.

Raymund Schmidt hat ferner für denselben Verlag, ebenfalls im Zeichen des Kant-Jubiläums, die »Briefe über die Kantische Philosophie« von

Carl Leonhard Reinhold neu besorgt. Auch diese Gabe wird jeden, der die Briefe kennt und liebt, aber bisher nicht hat erwerben können (sie sind seit der 2. Auflage 1790/92 nicht mehr erschienen), höchlichst erfreuen. Reinhold hat diese für die Kantische Philosophie werbenden Ausführungen unter dem unmittelbaren Eindruck der tiefen Wirkung niedergeschrieben, die auf ihn, den entlaufenen Klosterschüler, die Lektüre der Kantischen Schriften ausgeübt hatte. Er war der erste, der erkannte, daß die Revolution, die von diesen Schriften ausging, nicht nur das erkenntnistheoretische Denken betraf, sondern vor allem das ethische; er hat so die Wendung vorbereitet, die der deutsche Idealismus in Fichte nahm. Mit Recht nennt der Herausgeber daher die Briefe »ein philosophisches Dokument von größter historischer Bedeutung«.

K.

